

Daniel Fueter

---

# Das Lächeln am Fuße der Tonleiter

---

Betrachtungen  
zu Musik  
und Gesellschaft



rüffer & rub

Verlag und Autor danken den folgenden Stiftungen  
für ihre großzügige Unterstützung:

Dr. Adolf Streuli-Stiftung  
Familien-Vontobel-Stiftung

Erste Auflage Herbst 2011  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2011 by rüffer&rub Sachbuchverlag, Zürich  
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Foto Umschlag: © Okea | Dreamstime.com

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Papier: Schleipen Werkdruck, bläulichweiß, 80 g/m<sup>2</sup>, 1.75

ISBN 978-3-907625-55-2

# Vorwort

»Ganz Ohr sein, lauschen, das ist *gleichzeitig* draußen und drinnen sein, von außen und von innen offen sein, vom einen zum anderen also, und vom einen im anderen.« Dieser Satz ist in Jean-Luc Nancys großem, wunderbar vielfältigem Essay »Zum Gehör« (der Titel der französischen Originalausgabe lautet: »A l'écoute«) zu finden. Wenn auch die in diesem Buch versammelten Vorträge und Aufsätze von ihrem Anspruch her in keiner Weise mit der Schrift Nancys zu vergleichen sind, ist ein Zusammenhang zum zitierten Satz gegeben. In all den hier vorgelegten Überlegungen nutze ich das Privileg aus, das mir als Musiker zukommt. Musikmachen und Musikhören hat wesentlich mit dem Phänomen der Resonanz zu tun, mit einer besonderen Art der Offenheit, welche als Aufmerksamkeit im Sinne der Bereitschaft zur Einfühlung beschrieben werden könnte. Wir werden musizierend erzogen, offen zu sein »von einem zum anderen« und offen zu sein für das »eine im anderen«.

Ein Aspekt dieser »Offenheit« erklärt auch, warum wir Musik als etwas eminent »Gesellschaftliches« erleben. Die Schulung des Gehörs ist eine Schule der Aufmerksamkeit, die weit über das rationale Erfassen von Sachverhalten hinausgeht und im Sinne der Resonanz grundsätzlich auf Augenhöhe, besser: Ohrenhöhe,

stattfindet. Ich setze mich musizierend in ein umfassendes Verhältnis zu anderen Musizierenden. Die Übung in unmittelbarem Austausch – die Einnahme dieses musikalischen Lebenselixiers – hat mich Zeit meines Lebens auch angeregt, aus der Musik heraus und über die Musik hinaus aufmerksam zu sein und Formen des Austausches zu versuchen. Die Auswahl von Texten aus dem letzten halb Dutzend Jahre bezeugen diese Versuche.

Letztlich sind es zumeist »Auftragsarbeiten«, die hier vorliegen. Ich wurde gefragt zu diesem oder jenem Thema vor diesem oder jenem Publikum mich zu äußern. Die Themenauswahl ist also einigermaßen zufällig und die »Gewichtigkeit« der Themen sehr unterschiedlich. Warum habe ich den Mut, dieses Sammel-surium in einem Buch vereinigt vorzulegen? Ich könnte mir vorstellen, dass die erwähnte Perspektive des Musikers da und dort ungewohnte Sichtweisen auf altbekannte Fragestellungen ermöglicht. Und ich hoffe, dass der grundsätzliche Zugriff, den mich Musik lehrte, eine Gegenposition ahnen lassen könnte zu heute gängigen Denkmustern, welche die Prinzipien der Einfühlung, der Augenhöhe, der Ganzheitlichkeit ausblenden.

Zumeist sind die Texte als Ansprachen verfasst worden, setzen also den mündlichen Vortrag voraus. Sie sind somit »dialogisch« und lockerer aufgebaut als strenge, »monologische« Essays, welche auf die abgeschirmte Konzentration der einzelnen Lesenden vertrauen und das Innehalten und Zurückblättern als Möglichkeiten voraussetzen dürfen. Es wäre schön, wenn die spielerischere Dramaturgie dieser Rede-Texte im Sinne des Unterhaltungswerts die Lust an der Lektüre beförderte. Übrigens: Wir mussten uns bei der Herausgabe für eine Reihenfolge der Texte entscheiden. Verbindlich für die Chronologie der Lektüre aber ist allein die individuelle Lust und Laune der geeigneten Leserinnen und Leser.

# Im Raumschiff Gegenwart

*»Die Zeit zu berühren. Das ist es wohl, worum sich mein Leben seither gedreht hat.«* KATARINA IN PETER HØEGS

»DER PLAN VON DER ABSCHAFFUNG DES DUNKELS«

Ein Volksmusikfreund hat mir – lange ist es her – von einem indischen Wort für Zeit berichtet, welches alle Zeit mit Ausnahme der Gegenwart bezeichne. Die Vorstellung eines einzigen großen Zeitraumes, in dem wir uns im Raumschiff Gegenwart bewegen, faszinierte mich unmittelbar. Sie deckt sich mit der Erfahrung, die ich beim Musikschieben mache. Ich bewege meinen Bleistift auf dem Notenpapier im gleichzeitigen Bewusstsein dessen, was ich geschrieben habe, und dessen, was mir als Entwicklung vorschwebt. Das Festgehaltene ist vom Geplanten durchdrungen und die Pläne konkretisieren sich aus dem Notierten. Eine schlüssige Entwicklung ergibt sich mir nur, wenn ich schreibend den Zeitraum des Stückes als ein Ganzes erfahre.

Es ließe sich einwenden, dass spätestens, wenn ich die Arbeit abbrähe, sich der Riss zwischen Vergangenheit und Zukunft doch auftun würde. Im Unvollendeten lagerte sich Vergangenes abgeschnitten von der Zukunft ab. Mehr noch: Nicht nur jedes Fragment, recht eigentlich auch jedes abgeschlossene Stück er-

führe diese Versteinerung, würde als Beleg des Vergangenen zur Antiquität. Ich glaube nicht, dass dies zutrifft. Im Sinne des indischen Begriffes (ich habe nie nachgeprüft, ob mein Gewährsmann mich korrekt unterrichtet habe, vielleicht hat er eine wunderschöne Erfindung gemacht) behaupte ich, geschriebene Musik, Fragment oder vollendetes Werk, schrumpft jeweils für eine bestimmte Zeit zur bloßen Gegenwart in Form der Partitur zusammen und entfaltet sich in der Aufführung wieder in der Zeit, würde wieder zu einem Modell des großen Zeitraumes.

Die Hörenden nämlich erleben dasselbe wie die Schreibenden: Im Zeitraum, den das Stück gestaltet, sind sie dem Wechselspiel von Echo und Erwartung ausgesetzt. In dieser Spannung teilt sich ihnen der Atem des Stückes mit. Die Schlüssigkeit der Komposition wäre daran zu erfahren, wie gut es gelingt, in jedem Moment den Bezug zum Raum aufrechtzuerhalten, jene der Aufnahmefähigkeit des Publikums daran, wie umfassend es sich – über den Genuss des Einzelnen hinaus – der übergeordneten Zeitgestaltung öffnet. Die Voraussetzung zu diesem Erleben ist im Akt des Hörens gegeben.

Schwingung und Resonanz sind die Voraussetzungen aller Musikerfahrung. Hören beruht auf unserer Fähigkeit, ein neues Hörerlebnis mit unseren bisherigen Erfahrungen in Verbindung zu bringen. Die Resonanz-Schwingung wird von stets neuen Reizen ausgelöst, beruht aber auf Bestehendem. Gleichzeitig wird der Nachhall zum Hallraum für das Kommende. Musikalische Wahrnehmung kann nur dann Sinn stiften, wenn der momenthafte Klang hörend eingebunden wird in den übergreifenden Zeitraum. Empathie und Phantasie sind die Stichworte dazu. Wir fassen dabei Phantasie eher aktiv, zukunftsgerichtet auf, erkennen aber gerade in diesen Zusammenhängen ihre Verankerung im Erlebten. Umgekehrt erscheint uns Empathie als reaktiv, vergangenheitsverbunden, wir erkennen aber hier gleichzeitig das Potenzial, welches die Einfühlung für zukünftige Entwicklungen bereithält.

Die Interpretinnen und Interpreten wissen davon selbstverständlich ein vielstrophiges Lied zu singen, und da ich immer wieder als Liedbegleiter auftrete, singe ich leise mit. Hier liegt unsere vornehmste Aufgabe: die Einbindung des Hier und Jetzt ins große Ganze möglichst eindrücklich nachvollziehbar zu machen. Darüber hinaus sind wir gleichsam Inkarnationen des indischen Präsens: winzige Raumschiffe im unendlichen Zeitraum Musik, in unserer alltäglichen Arbeit immer wieder darum bemüht, das Zukunftssträchtige aus dem Vergangenen herauszuhören und dem Zukünftigen die Kraft des Überlieferten zu vermitteln.

Es ist bald ein Jahr her, dass ich aus Luzern eine Anfrage erhielt, im Zusammenhang mit einem Neue-Musik-Projekt zum Thema »Innen–Außen« ein kurzes Referat zu halten. Ich sollte mich mit dem Stichwort »Zeitraum« befassen. Welche Musikerin, welcher Musiker würde da nicht zusagen. »Zeitraum« – unser Lebensthema. Nichts kann uns abhalten, uns dazu zu äußern, auch nicht die Tatsache, dass seit Jahrhunderten eine Unzahl großartiger Erörterungen zu diesem Thema vorliegen, eigentliche Schlüsseltexte aus religiöser, philosophischer, ästhetischer, kulturwissenschaftlicher Sicht, neben denen jeder eigene Versuch sich kläglich ausnehmen muss. Auch dieses Wissen reicht nicht aus, Zurückhaltung zu üben. Ich sagte zu. Leider wurde ein paar Wochen später die Veranstaltung abgesagt, und der Vortrag blieb ungeschrieben und ungehalten.

Aber das Thema ließ mich nicht los. Eigenartigerweise drängte es sich immer vor, wenn ich den kleinen Hund meiner Frau spazieren führte, eine Hundedame namens Anja. Sie nutzte jeweils die Unsicherheit des Stellvertreters aus und blieb alle paar Meter endlos lange schnuppernd stehen. Sie liest die Zeitung, erklärte mir meine Frau einmal. Ich hingegen hatte nichts zu lesen dabei und blieb meinen Gedanken überlassen, und die kreisten um dieses indische Wort und was es für mich wohl bedeuten könnte. Und so kam es zu diesem Text, dem einzigen, den ich ohne Auftrag geschrieben habe. Müßige Gedan-

ken zweifellos, dem Müßiggang mit Anja und ihrer intensiven Lektüre geschuldet.

Musik ist gestaltete Zeit. Die unmittelbare und umfassende Weise, wie Musik uns berührt, hat damit zu tun. Der Fluss, der Sonnenuntergang, der Wechsel der Jahreszeiten: Gerne assoziieren wir diese Begriffe mit unserem Musikerleben. Musik redet immer auch von der Vergänglichkeit. Das indische Wort, das Bild des Raumschiffes präzisieren diese Vorstellung. Der Klang hat mit dem ganzen Zeitraum, der Vergangenheit und Zukunft gleicherweise mit einschließt, zu tun. Sein Verlöschen ist nicht der Vergangenheit allein zugeneigt, sondern ebenso dem, was bevorsteht. Es geht weniger um Vergänglichkeit – diesem Gedanken haftet auch etwas ganz leise Weinerliches an – als um Flüchtigkeit.

Musik verkörpert in ihrem Verklingen zuerst nicht einfach das Vergehen, sondern eine aufleuchtende Präsenz, die sich durch große Flüchtigkeit auszeichnet. Ihr hinweisender Charakter – jede künstlerische Darbietung weist über sich hinaus – bringt uns in Beziehung zum großen Zeitraum. Wir erinnern im heutigen Hören gestern Gehörtes und legen unsere Hörvorräte für das Morgen an. Das Erklingen ist unwiederbringlich. Seine Flüchtigkeit weist uns nicht nur im Sinne des Memento mori auf unsere Endlichkeit hin, sondern in seiner Leuchtkraft auch auf die Kostbarkeit des Momentes. Im Verschwinden wird auch das Loblied des Lebens gesungen. Dem Wissen um unser Ende steht die Erfahrung der Einmaligkeit unserer Präsenz gegenüber, aus der uns der Auftrag zukommen kann, Verantwortung für das Kommende zu übernehmen. Wir erfahren, dass unsere und der Nachgeborenen Präsenz von großer Kostbarkeit ist.

In seinem Aufsatz »Die versiegelte Zeit« schreibt Andrej Tarkowskij: »Die Verknüpfung von Ursache und Folge, das heißt der Übergang von einem Zustand in einen anderen, ist zugleich auch eine Existenzform der Zeit, eine Materialisierung dieses Begriffes in der Alltagspraxis. Doch eine Ursache, die eine be-

stimmte Folge hat, wird keinesfalls abgestoßen wie eine Raketenstufe, die ihre Aufgabe erfüllt hat. Wenn wir es mit einer Folge zu tun haben, dann kehren wir doch auch zu den Quellen, den Ursachen zurück, drehen also – formal gesprochen – mit Hilfe des Bewusstseins die Zeit zurück! Auch im moralischen Sinne können sich Ursache und Folge in dieser ständig wechselnden Verknüpfung bedingen – und in diesem Fall kehrt der Mensch gleichsam in seine Vergangenheit zurück.«

Und ebenso »in moralischem Sinne« beschäftigt mich die Idee Raumschiff Gegenwart, die offensichtlich auch Tarkowskij nicht fremd war, über das Musikalische hinaus. Wir leben in einer Zeit, welche in höchstem Maße der Gegenwart verpflichtet ist. Das »Event« ist nicht nur im Kulturbetrieb das Maß aller Dinge. Die vorwaltende Fokussierung auf das Präsens leugnet Perspektiven in jeder Hinsicht. Die rasch wechselnden Gegenwärtigkeiten saugen alle Aufmerksamkeit auf. Es bleibt nicht Zeit, den Überblick zu gewinnen, und nicht Zeit, nach Hintergründen zu fragen. Zur Pflege der Tradition und zur Entwicklung von Visionen, auch schon nur – um mit Tarkowskij zu sprechen – zur grundsätzlichen Auseinandersetzung mit Ursache und Wirkung, bleiben weder Zeit noch Raum. Eine Verkürzung der Weltsicht, auch das banale Jetzt ist ein Merkmal unserer Epoche.

Nur gelegentlich, etwa angesichts der größten Katastrophen, sind wir noch in der Lage, dieses unser Defizit überhaupt zu erkennen. Und – zgedröhnt vom Alltagslärm der Nichtigkeiten – sind wir schnell wieder bereit, zu vergessen, was uns allenfalls aus den GAUs an Mahnung und Belehrung zukäme. Die Aufnahme ins Guinness-Buch ist unser aller Lebensziel geworden, wie unsinnig auch immer die Herausforderungen formuliert sind. Die höchste Wachstumsrate, die maximalste Beschleunigung, der gewinnträchtigste Börsengang, die effizienteste Langstreckenrakete, der größte Umsatz gehören ins Buch neben dem längsten Kuss und der längsten Baguette.

In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts hat das Wort »Rekord« im Zusammenhang mit der Internationalisierung des Sports zumindest im deutschen Sprachbereich so richtig eingeschlagen. Seine eigentliche inhaltliche Blüte erlebt der Begriff Anfang des 21. Jahrhunderts. Die schrankenlose Überschätzung augenblicklichen Erfolgs, der blinde Glauben an quantifizierende Rankings, die »Höher-kürzer-schneller«-Sucht, die gefräßige Gier nach mehr: All das lässt sich unter dem Wort »Rekord« subsumieren.

Der Erfolg fragt nicht nach Nachhaltigkeit, das Ranking berücksichtigt nicht die Voraussetzungen: Es gilt einzig die bloße, blanke Gegenwart. Sucht und Gier haben mit Sehnsucht oder Neugier nichts am Hut. Sie haben keine visionäre Spannkraft, sind nicht ins Morgen gerichtet. Die Bereicherung muss hier und heute stattfinden, die Begehrlichkeit muss jetzt befriedigt sein. Geblendet vom Licht des Raumschiffes Gegenwart blenden wir den Zeitraum aus.

Das Wort Rekord müsste uns eines Besseren belehren. Es bedeutete zuerst nur die Aufzeichnung, Beurkundung einer Leistung. Erst später bezeichnete es die Höchstleistung selber. Das Erinnern – lateinisch »recordare« – ist die Zelle des Begriffes Rekord, der heute Zeitgefühl und Erinnerung auszulöschen droht. Im Erinnern, »recordare«, steckt der Zellkern: cor, das Herz, der Geist, das Gedächtnis – der menschliche Kern, die Dimension der Werte, die wir angesichts der Rekordlisten zu vergessen beginnen.

Ich habe Anfang Jahr an einer Tagung über musikalische Bildung teilgenommen, an der ein Spezialist für die Herstellung von Mittelschul-Rankings – wie einst Faust – gefragt wurde, wie er es denn mit den Werten halte, sie würden doch zweifellos in seinen Überlegungen, Vorbereitungen, Maßnahmen eine Rolle spielen. Der Fachmann erwies sich in der nachfolgenden Diskussion als kenntnisreich, offen für sozial ausgerichtete bildungspolitische Überlegungen. Auf die Fragen nach den Werten